

Kirche wäre dann nicht nur eine offene Institution in dem Sinne, daß sie Impulse aus der Öffentlichkeit für ihr eigenes kirchliches Leben aufnimmt, sondern daß sie auch der Öffentlichkeit Impulse gibt auf Grund ihres eigenen Selbstverständnisses; die Kirche wäre dann in dauernder Kommunikation mit der Öffentlichkeit. Sie würde dann nicht mehr die überirdisch schwebende Richterin sein über diese gesellschaftliche Situation, sie wäre auch nicht jene Institution, die den ideologischen Überbau über die faktische Situation bietet, die zu allem Ja und Amen sagt und alles mit einer theologischen Rechtfertigungssoße übergießt, sondern eine Institution, die ein Anwalt der Menschlichkeit ist, die sich solidarisiert mit den Unterdrückten und Ausgestoßenen, die auf Unglaubwürdigkeiten und Ungerechtigkeiten in dieser Gesellschaft hinweist und die so vielleicht auch zusammen mit allen Gutwilligen einen Beitrag für das Humanum in der Gesellschaft leisten kann.

Wenn die kirchliche Gemeinde sich so realisiert in dem Spannungsfeld zwischen Privatheit und Öffentlichkeit, wenn sie einerseits den Raum der Privatheit achtet und gleichzeitig aus ihm lebt, wenn sie dem einzelnen Kriterien und Hilfe bietet für seine Lebensgestaltung, ohne ihn zu ver Gewaltigen, wenn sie selbst eine innerkirchliche Öffentlichkeit herstellt und in lebendigen Kontakt mit der außerkirchlichen Öffentlichkeit tritt, dann kann sie glaubwürdig und auch mit Hoffnung auf Erfolg in der urbanisierten Gesellschaft ihre Aufgabe wahrnehmen. Die kirchliche Gemeinde hat gerade dann in dieser urbanisierten Gesellschaft eine ungeheure Chance; es gilt, sie wahrzunehmen.

Walter Goddijn
Zur Arbeitsweise
von
Nationalsynoden

Kritischer Rückblick
auf das Niederländische
Pastoralkonzil

Eine Synode oder ein Pastoralkonzil der katholischen Gemeinschaft eines bestimmten Landes ist nicht nur eine innerkirchliche und innerationale Angelegenheit. Die zentralen Leitungsorgane der Weltkirche und zumindest auch die Nachbarländer sind ebenfalls daran interessiert. Das Niederländische Pastoralkonzil war die erste experimentelle Synode auf nationaler Ebene. Inzwischen wurden nicht nur in verschiedensten Ländern Diözesansynoden abgehalten, sondern werden zum Beispiel in allen deutschsprachigen Ländern Synoden oder synodale Vorgänge vorbereitet. Da mag es nützlich sein, in einem kritischen Rückblick auf das Niederländische Pastoralkonzil einige Probleme und Erfahrungen zu illustrieren, die sich in ähnlicher Weise auch den Kirchen in anderen Ländern stellen werden. red

Wer keine tiefreichende Kenntnis der historischen und sozial-kulturellen Situation der katholischen Bevölkerungsgruppe eines Landes hat, verfügt über äußerst begrenzte Möglichkeiten, ein zutreffendes und ausgewogenes Urteil über eine Nationalsynode zu geben. Man macht diese Erfahrung schon bei der Entwicklung internationaler Zusammenarbeit, etwa bei multinationalen Konzernen, bei kulturellen und politischen Organisationen wie der UNESCO und der UNO. In der universalen Kirche indessen bietet sich das Pluriformitätsproblem noch weit subtiler dar, weil religiöse Werte mit im Spiel sind. Hier wird jede Konkretisierung von Pluriformität auf Widerstand stoßen, da man sie allzu leicht als Kritik an der Zentraleitung der Kirche auslegt. Eine Nationalsynode ist nun geradezu exemplarisch der konkrete Versuch einer Partikularkirche, ihrer Eigenverantwortlichkeit Gestalt zu geben.

Wendet man das auf Holland an, so wären hier einige selbstkritische Bemerkungen fällig. Man hätte den ausländischen Beobachtern neben Übersetzungen der Synodentexte auch eine historische Skizze zur Verfügung stellen müssen, aus der die Situation der Kirche in den Niederlanden besser verständlich geworden wäre¹. Auch hätte ein besserer Einblick in die konziliare Gesamtstruktur geboten werden sollen, damit die Beobachter ihr Urteil nicht bloß auf eine oder mehrere öffentliche Plenarversammlungen hätten gründen können, zumal die meisten Gäste die holländische Sprache kaum verstanden. Ein objektives Urteil über Nationalsynoden ist schließlich noch aus dem Umstand nur eingeschränkt möglich, da der komplizierte Reform- und Kommunikationsprozeß einer Synode ja begleitet wird von vielfältigen anderen kirchlichen Aktivitäten von Bistümern, Pfarreien, Instituten usw. Wenn beispielsweise empirisch schon bestimmte Resultate zu registrieren wären, die auch Zielpunkte der Nationalsynode waren — etwa im Blick auf die Erneuerung des religiösen Lebens, auf die evangelische Befreiung aus einer erstarrten Moral, auf die ökumenische Annäherung, auf die Solidarität von Bischöfen, Priestern und Gläubigen, auf die Opferbereitschaft für die Entwicklungsländer —, so kann dies ebensosehr Folge anderer religiöser Aktivitäten sein und darf nicht ohne weiteres auf das Konto einer Nationalsynode gebucht werden, ja es kann sogar von profanen Faktoren abhängen.

1. Das Pastorkonzil als Bewußtwerdungsprozeß

Jede Nationalsynode, die nicht rein episkopal ist, sondern sich ernstlich bemüht, Priester und Gläubige möglichst

¹ Vgl. J. B. Möller, Die Situation der Kirche in den Niederlanden, in: *Dia-konia/Der Seelsorger* 2 (1971) 51–54.

intensiv einzubeziehen, bringt die katholische Gemeinschaft dahin, sozial und religiös sich ihrer selbst klarer bewußt zu werden. Wie sich die Weltkirche auf dem II. Vatikanum selbst besser kennen lernte, so kennt sich auch eine Ortskirche nach ihrer Synode besser. Das niederländische Pastoralkonzil hinterließ eine Reihe von Dokumenten: Rapporte und Berichte der Rapport-Diskussionen. Dieser Niederschlag der Arbeit vieler Fachleute und Nichtfachleute, Autoritätsträger und Nicht-Autoritätsträger erscheint als Momentaufnahme dessen, was gegenwärtig lebendig ist und worin sich gleichzeitig die Kontinuität der Tradition findet. Eine ehrliche, in demokratischem Stil durchgeführte Synode bringt gleichsam die Kirchenprovinz zum Zwecke gründlicher Untersuchung auf den Operationstisch. Die Erneuerer hoffen auf Bestätigung ihrer Standpunkte und Diagnosen; die eher traditionell Denkenden, die zumeist synodales Handeln an sich schon ablehnen, erwarten, daß sich nichts öffnen werde. Es soll sich herausstellen, wie groß der Abstand ist zwischen dem, was man offiziell und formal als Lösung pastoraler Probleme formuliert hat, und dem, was in der praktischen Pastoral bereits geschieht und in moderntheologischen Erwägungen gedanklich lebt. Dies festzustellen muß in einer Synode prinzipiell möglich sein. Denn wie das II. Vatikanum stellt die Synode eine Institution dar, die abweichenden Meinungen Schutz gewährt und sie nicht als „Sünden gegen den Glauben“ verketzert.

Hinsichtlich des Niederländischen Pastoralkonzils sei dazu folgendes kritisch angemerkt: Obwohl die holländische Kirche bereits einen Erwachsenen-Katechismus verfügbar hatte², beschäftigte sich das Pastoralkonzil bewußt nicht nur mit praktisch-pastoralen Fragen. Auch Probleme des Glaubens, der Verkündigung, der Ethik und der kirchlichen Autorität kamen zur Sprache. Dabei entschleierten sich Spannungsfelder, die das Pastoralkonzil behinderten oder ihm gewisse Einseitigkeiten aufnötigten, wo es darum ging, das Eigene der Kirche Christi ins Bewußtsein zu bringen. Wiederholt trat die transzendente Behandlungsweise neben die empirische, ohne daß es gelang, beide legitimen Betrachtungsweisen aufeinander zu beziehen und in eine gewisse Dialektik zu bringen. Das allgemeine ekklesiologische Problem konnte nicht gelöst werden, vielmehr wurde es noch zusätzlich belastet durch die Polarisierung zwischen Konservativen, die dabei den Nachdruck auf die Rom-Gebundenheit legten, und Progressiven, die für den eigenen

² den deutsche Rezensenten — wie A. Exeler und D. Emeis in „Reflektierter Glaube“, Freiburg 1971 — als neuen bedeutungsvollen Typ von Theologie gewürdigt hatten

kirchlichen Aufbau den Akzent auf evangelische Freiheit und Verantwortlichkeit setzten, in der Beziehung zu Rom aber eher die Linie markiert wählten, auf der sich diszipliniere Einmischung vollzieht.

So bedeutsam die Anwendung von Untersuchungs-Techniken, die Veranlassung von Studien und Rapporten über die wichtigsten kirchlichen Fragen, der Dialog zwischen Fachleuten aus allerlei Wissenschaften und aus verschiedenen Richtungen, die bewußte Konfrontation von Theorie und Praxis auch sind, so aktiviert eine solche Diagnose und öffentliche Demonstration der Vitalität wie der Schwächen einer Kirchengemeinschaft doch auch latente Gruppenspannungen, die ihrerseits den Dialog nach Ende der Synode zum Kampf zwischen extremistischen Minderheiten erhitzen können. An derlei Folgen hat das Pastoralkonzil zu wenig gedacht, und man hat zu spät begonnen, nach einer pastoralen und sozial-psychologischen Begleitung, namentlich in der Basis-Seelsorge zu suchen.

Für die Praxis ist aus dieser Erfahrung zu lernen, daß Pastoren und Mitarbeiter diözesaner Kurien nachhaltiger in Nationalsynoden einbezogen sein müssen. Denn sonst bleibt eine Nationalsynode für einen Großteil der Gläubigen und des Klerus nichts anderes als eine merkwürdige Angelegenheit einer Experten-Gruppe, die den normalen kirchlichen Apparat für einige Zeit spektakulär stilllegt und kritisiert. Da wird die Synode zu einem grellen Licht, das die meisten Gläubigen nicht ertragen und das sie in Verwirrung bringt. Ein abseits stehender Kurien-Apparat wird die Konzilsbeschlüsse nur zögernd ausführen, ja sogar lieber zur vorkonziliaren Situation zurückkehren wollen.

2. Das Pastoralkonzil als Form von Dialog

Dem Bewußtwerden folgt der Austausch über das, was sich dem Bewußtsein anzeigt. An keinem anderen Kriterium lassen sich die Authentizität und Relevanz einer Synode (und somit auch die Vitalität einer Ortskirche) glaubhafter prüfen als daran, wie man den Dialog zwischen allen Gliedern der Kirche führt. Auch Bischöfe sollten in einer Konzilsaula in Dialog-Haltung sitzen und nicht in der ersten Reihe wie bei einer Festversammlung, wo man einem Redner zuhört. Ziel des Dialogs ist die „Communio“, die man als Zielgeschehen allzulange der Eucharistiefeyer in der pfarrlichen Gemeinschaft vorbehielt; vielleicht führt der Weg über die Praxis der Synoden zur Eucharistiefeyer in den Basis-Gemeinschaften zurück.

Eine Synode hat so etwas wie einen Konklave-Effekt. Man ist verpflichtet, für ein paar Tage in der gleichen Lokalität zusammenzusein und miteinander zu sprechen. Es ver-

dient Empfehlung, Delegierte, Experten, Journalisten und Bischöfe auch für die verhandlungsfreie Zeit in *einem* Haus unterzubringen und ihnen Gelegenheit zu geben, zwanglos miteinander zu sprechen, zu essen, zu beten, zu trinken und zu lachen.

Die Praxis totaler Kollegialität und totalen Dialogs, die keinen der verschiedenartigen kirchlichen Partner in Isolation bleiben, vielmehr jeden dem anderen als Menschen und Gläubigen begegnen läßt, ist von wesentlichem Gewicht für eine Synode wie auch für ein erhöhtes Gemeinschaftsbewußtsein.

Gerade die einfachen Spontan-Äußerungen gläubiger Männer und Frauen haben den gewichtigsten Beitrag zu diesem Gemeinschaftsbewußtsein geliefert. Selbstverständlich sind die Vorbereitung von Versammlungen, die rechtzeitige Zusendung von Rapporten, die technische Versammlungsleitung, das Suchen nach gleichgewichtigem Reden von Experten und Nicht-Experten immer noch zu verbessern. Insgesamt aber war das Dialogklima auf dem Pastoralkonzil ausgezeichnet, besonders auch dadurch, daß einzelne Gesprächspartner und kleine Minderheiten sich sicher fühlten und frei sprechen konnten. Sachliche Meinungsverschiedenheiten sind ja meist weniger schwerwiegend als emotionelle Widerstände. Es verhält sich keineswegs so, daß die eine Gruppe *ganz und gar für* etwas ist und die andere Gruppe *gänzlich gegen* etwas. Gerade deshalb ist es für das Dialogklima so belangeich, daß sich die Menschen aussprechen dürfen, daß man alle zum Hinhören bringt, zum Verständnis der eigentlichen Schwierigkeiten, daß man nicht böse wird, daß man nichts zu forcieren versucht.

Eine Synode stellt kein unverbindliches Gespräch dar. Sie ist auch kein pseudodemokratischer Kronrat um einen monarchistischen Bischof. Wer immer das allgemeine Priestertum der Gläubigen ernst zu nehmen bereit ist und ihm wirklich eine ausgereifte Mitverantwortung geben will, muß für unzweideutige Spielregeln sorgen, die sicherstellen, daß aus der sogenannten Mitsprache Teilnahme an der Beschlußfassung wird.

3. Teilnahme an der Beschlußfassung

In Ländern, wo allgemein-gesellschaftliche Bewegungen eine Demokratisierung der Staatsverfassung, der Universitäten, des Wirtschaftslebens und der Familie anstreben, können sich kirchliche Leiter der Anwendung allseits bejahter Normen und Werte auf die Ausübung der kirchlichen Autorität nicht entziehen. Die Ekklesiologie des II. Vatikanums weist ebenfalls in diese Richtung. Sobald Synoden den Charakter eines Studien-Kongresses übersteigen und zumindest den

Eindruck erwecken, als könnten sie zu bindender Beschlußfähigkeit für die ganze Glaubensgemeinschaft eines Landes kommen, stellen sich zwei Fragen: *Worüber* kann eine Synode ohne Zustimmung der römischen Zentralinstanz und (oder) vorherige Beratung mit dem Kollegium des Weltepiskopats beschließen? *Und dann*: Bietet die begrenzte Gesellschaft der Plenarversammlung tatsächlich eine demokratische Repräsentation des ganzen Kirchenvolkes?

Ehe wir uns diesen Fragen stellen, hier noch ein paar Anmerkungen zu den Faktoren, die den Initiativen für eine Nationalsynode hilfreich sind.

In verschiedenen Diözesen Europas sind Bischöfe ernsthaft bemüht, ihre Autoritätsausübung zu demokratisieren; ja man sieht sogar ein Ideal darin, das Gesamt der Lokalkirche als Autoritätsträger zur Geltung zu bringen. Priestern und Gläubigen wird bei diözesanen Leitungskollegien und bei Mitbestimmungsorganen (wie etwa Diözesanräte, Priesterräte und Dekanatenkonferenzen) oder in Expertenkommissionen echte Mitsprache eingeräumt.

Verfährt man in einigen wichtigen Diözesen eines Landes in diesem Geist, dann hat eine Nationalsynode alle Chancen. Eine weitere Voraussetzung ist die Bereitschaft der Bischöfe, bei gemeinsamen Erwägungen innerhalb der Bischofskonferenz eine nationale Pastoral-Verfahrenslinie zu schaffen, sowie eine gewisse Kontinuität in der Zusammensetzung der Leitung der Bischofskonferenz. Auch müssen auf nationaler Ebene Sekretariate und Institute vorhanden sein, die für die Verfahrensbildung des Bischofskollegiums Rat und praktische Hilfe bieten können³.

Ein beratendes
Gremium
oder ein
Leitungskollegium?

Alle Plenarversammlungen des Pastoralkonzils begleitete die Frage: ist dies nun ein nur beratendes Gremium oder auch ein Leitungskollegium, das mittels Abstimmungen in allem, was die Gläubigen beschäftigt, Entscheidungen treffen kann? Unverkennbar wollten die Bischöfe die Plenarversammlung nicht als Konsultativ-Kollegium sich gegenüber, sondern sie wollten mit der ganzen Glaubensgemeinschaft solidarisch sein. Hier konnte sich Dialog ausbilden mit dem Ziel, den „Consensus“ zu stärken und dem Gemeinschaftsbewußtsein im ganzen Gottesvolk zur Erkennbarkeit zu verhelfen. Ein Beschluß der gesamten Glaubensgemeinschaft unter Leitung der Bischöfe bedeutet auch öffentliche Rechenschaft, Motivierung und Anteilnahme — Voraussetzungen dafür, daß alle Gläubigen sich einen solchen Beschluß auch innerlich zu eigen machen können. Man akzeptierte ohne Abstrich, daß die Bischöfe eigene Autorität besitzen, die sich nicht von einer Bevollmächtigung seitens der Kirchengemeinschaft ableiten lassen.

³ Vgl. dazu die Ausführungen von Bischof J. B. Möller, a.a.O. 52 f.

meinschaft herleiten läßt; doch hat der Episkopat in den Vollversammlungen seine Autorität mit der Glaubensgemeinschaft geteilt. Bemerkenswerterweise hat diese Autoritäts-„Teilung“ die bischöfliche Autorität nicht geschmälert, sondern vermehrt.

Innerhalb dieses Rahmens und mit dieser Arbeitsweise konnte das Pastoralkonzil alle Themen diskutieren und eventuell auch Entscheidungen treffen. Im Prinzip hat es keine einzige Glaubenswahrheit, keinen einzigen christlichen Wert, keine einzige Norm für die Diskussion tabuisiert. Das brachte natürlich Risiken mit sich. Denn auch in Holland gibt es Katholiken, die eher nach gesicherten, absoluten Aussagen verlangen, als nach kritischer Fragestellung. Die Bischöfe sind indessen davon ausgegangen, daß man alle in der Kirche virulenten Fragen mit den Kirchengliedern als mit erwachsenen Gläubigen, die im täglichen Leben ihren Glauben auf die Probe gestellt sehen, besprechen kann.

Deshalb waren denn auch Repräsentanten anderer Kirchen und der humanistischen Seite ständig mit Rede-Recht in den Vollversammlungen zugegen. Schwierigkeiten tauchten nur dann auf, wenn es sich unmöglich erwies, Diskussions-themen selbst durch Debatten qualifizierterster Experten von ihrem Inhalt her zur Klarheit zu bringen. Die bereits erwähnten Spannungen zwischen transzendentalen und mehr empirisch-soziologischen Ansichten wurden namentlich bei den Rapporten über Autorität in der Kirche (ein Papier, dem auch nach Überarbeitung die Annahme versagt blieb) und über die Amtsverwaltung greifbar. Regelmäßig verstanden es die Bischöfe, besonders Kardinal Alfrink, mit ihren Interventionen als wirkliche Glaubensverkünder aufzutreten.

Kritik an der Zölibatsdiskussion

Die heftigste Kritik von Außenstehenden traf das Pastoralkonzil wegen seiner Aussagen zum gesetzlich auferlegten Jungtim von Priesteramt und Zölibat. Hier geriet die befreiende Wirklichkeit des Pastoralkonzils selbst in Bedrängnis⁴. Doch haben Geduld, Demut und Hoffnung die hier und da aufkommende Verbitterung überwunden. Zunächst kam es zu Gesprächen mit Delegationen der deutschen, der österreichischen und der belgischen Bischofskonferenz. Und ein Jahr später wurde die Priesterfrage zu einem der zwei Diskussionsthemen der für den Herbst 1971 anberaumten Bischofssynode in Rom.

Es versteht sich, daß sowohl in Holland als auch anderwärts auf dem Hintergrund der Session vom Januar 1970

⁴ Vgl. B. J. Alfrink, Zur Lösung des Zölibatsproblems, in: *Diakonia/Der Seelsorger* 1 (1970) 252 ff.

die Frage nach der Repräsentativität des Pastoralkonzils laut wurde. Hier haben wir es mit einer äußerst schwierigen Angelegenheit zu tun; denn die katholische Kirche hat nun einmal keine demokratischen Substrukturen, die vom Bischof bis zu den kleinsten Basis-Gemeinschaften reichen. Solange dafür keine Modelle vorhanden sind, wird man sich immer wieder darum bemühen müssen, die verschiedenen Altersgruppen, Männer und Frauen, soziale Kategorien und insbesondere bestimmte Strömungen und Geistesrichtungen bestmöglich zu repräsentieren. Ergänzt und bereichert durch alle anderen Möglichkeiten der Mitsprache, etwa via Konzilsbriefkasten, Untersuchungen, Gesprächsgruppen und Diözesanräte, war die Vollversammlung eine ziemlich gute Widerspiegelung des katholischen Volksteils in Holland.

4. Die Entwicklung nach dem Pastoralkonzil rechtzeitig planen

Man sollte sich auf die Zeit nach Beendigung einer Nationalsynode gut vorbereiten. Die damit ermöglichte Beobachtung von Fakten und Entwicklungen wird zugleich zeigen, welchen Wert die Synode für die Orts- oder Partikularkirche hatte.

Die erste Auswertung von vier Jahren Pastoralkonzil gab Kardinal Alfrink in seiner Schlußrede vom 8. April 1970. Er sprach eindeutig aus, daß Bischöfe und Gläubige den Dialog fortsetzen und ihm in einem permanenten Beratungsgremium auf Landesebene Gestalt geben wollen. Damit war deutlich gesagt, daß das Pastoralkonzil zum Heil der Kirchengemeinschaft gewesen war und daß den Bischöfen daran lag, diese dienende Funktion weiterfunktionieren zu lassen. Mit Hilfe von Experten, unter Einschaltung diözesaner Funktionäre und mit den Erfahrungen des Pastoralkonzils hatte man das rechte Gleichgewicht zwischen der geschäftsführenden Leitung der Bischöfe in ihren Diözesen und einer zweimal jährlich tagenden Beratungsversammlung auf Landesebene angestrebt, um so die allgemeinen Leitungsrichtlinien vorzubereiten, um zu überprüfen, ob alle Beschlüsse des Pastoralkonzils ausgeführt wurden und um zweckmäßige Institutionen zu suchen, die die Ausführung für die Zukunft garantieren könnten.

Nach einem Konzil wie dem in Holland besteht natürlich ein gewisses Ruhebedürfnis. Es verlangt viel verständnisvolles Leiten, will man durch diese Übergangsperiode zu einem permanenten Beratungsgremium gelangen. Erneut bedarf es guter Organisation und Kommunikation, sozial-pastoraler Begleitung der Erneuerung, reicher Sachkunde, grundsätzlicher Übereinstimmung hinsichtlich der zu erreichenden Ziele, bewußten Willens, Pseudo-Beratungen abzulehnen, und insbesondere Zeit und Geduld.

Dialog und Beratung zwischen Bischöfen, Priestern und Gläubigen während der kurzen Zeit eines Pastoralkonzils vermögen lediglich zu einem besseren Lebensklima in der Ortskirche beizutragen. Es fehlte uns etwas an realistischer Einschätzung dessen, was sich in ein paar Jahren an jahrhundertlang etablierten Strukturen ändern läßt. Vielleicht hatten wir auch zu wenig Blick für die sozialkulturelle Situation der Kirchen in anderen Ländern, und vielleicht stand auch die Verantwortlichkeit eines jeden Gläubigen und einer jeden Partikularkirche für die Universalkirche etwas zu sehr im Hintergrund.

Mehr Entscheidungs-
befugnisse für die
Partikularkirchen

Die ernste Frage, die die nachkonziliare Situation der niederländischen Kirche immer eindringlicher stellt, lautet aber: Zeichnen sich auf längere Sicht reale Perspektiven dafür ab, daß die Bischofskonferenz ausgedehntere Entscheidungsbefugnis in Dingen erhält, die nicht die wesentliche Glaubensinterpretation betreffen? Auf dem Hintergrund der synodalen Erfahrung ist dabei klar, daß es nicht nur um praktisch-pastorale Anpassungen geht, sondern um das authentische Verlangen der Partikularkirche, ihre Gemeinschaft von Gläubigen als Gemeinschaft von Freiheit und Frieden erfahrbar zu machen; als ein Miteinander-Glauben und Miteinander-Arbeiten, das der eigenen Volksart und Tradition entspricht; als eine Gemeinschaft, in der die Glieder sich wirklich daheim fühlen können. Die große Mehrheit der Katholiken in Holland will die Kirche nicht als eine immer fremder werdende Innenwelt sehen, die den Kontakt mit den anderen Kirchen und mit der Wirklichkeit der modernen Gesellschaft verloren hat. Sie wünscht keine Kirche, die die ihr eigene traditionelle Vitalität und Zukunftsperspektive um eines unwirklichen Ideals von Uniformismus und Zentralismus willen preisgeben muß.

Geduld
für den langen Weg

Es gibt Priester und Gläubige in Holland, die in dieser nachkonziliaren Periode die Geduld zu verlieren drohen. Sie entfremden sich einer Kirche, die ihre eigene Identität nicht mehr wahrzumachen vermag. Sie möchten in aller Bälde tiefgreifende Entscheidungen seitens der Bischöfe erleben. Es wird von der Weisheit und der Verfahrens-Art der Bischöfe abhängen, ob es zu einer wachsenden Polarisierung zwischen jenen Erneuerern, die ausschließlich an den „kurzen Weg“ glauben, und der vermutlich erheblich größeren Zahl an Reformern, die an den „langen Weg“ glauben, kommt oder nicht. Eine zu starke Polarisierung und Aufspaltung jener Priester und Gläubigen, die ernsthaft und konstruktiv die Fortsetzung des „aggiornamento“ des II. Vatikanums anstreben, könnte einen schwerwiegenden Rückschlag für die kirchliche Erneuerungsbewegung zur Folge

haben. Sollte dieser Rückschlag eintreten, so wäre das eine äußerst dürftige Frucht des Pastoralkonzils.

Benutzte Literatur:

Sonderausgabe von: Bijdragen. Tijdschrift voor Filosofie en Theologie (1970), Heft 4, dem Pastoralkonzil gewidmet. J. van Dijk, Rooms-Katholieke Kerk en democratie, in: Wending, März 1971, 60-73; H. Faber, Buigen of Barsten, gedachten over „planning of change“, Meppel 1970; B. van Iersel, Strukturen der Kirche von morgen, in: Die Zukunft der Kirche. Berichtband des Concilium-Kongresses 1970, Zürich-Einsiedeln-Köln-Mainz 1971, 118-128; F. Haarsma, Over de gezagsuitoefening in de kerk, in: Tijdschrift voor Theologie 9 (1969) 344-368; C. J. Lammers, Democratisering: evolutie of revolutie?, in: Sociologische Gids, nr. 1 (1971) 4-17; G. Zizola, Demokratisierung des Gottesvolkes, in: Concilium. Internationale Zeitschrift für Theologie 7 (1971) 204-211. — Vergleiche auch: N. Greitemann, Holland steht noch im Konzil, in: Der Seelsorger 36 (1966) 346 ff; W. Goddijn, Das holländische Pastoralkonzil als Anwendung des diözesanen Pastoralrates: ebd. 37 (1967) 274-278; J. Regner, Das holländische Pastoralkonzil: ebd. 39 (1969) 341-347.

Franz Franzen

„Sie brachen reihum in den Häusern das Brot...“ (Apg 2,46)

Zur Frage
der häuslichen
Eucharistiefeier

Die Frage nach einem angemessenen Verständnis und Vollzug der Meßfeier bedarf auch in unserer Zeit, in der uns durch die Liturgiereform wertvolle Möglichkeiten für die Gemeindefeiern gegeben sind, immer wieder neuer Reflexion. Der Autor sieht in der häuslichen Eucharistiefeier einen notwendigen Beitrag, damit das durch die Reform Erreichte nicht wieder erstarre. red

„Sie brachen reihum in den Häusern das Brot und nahmen Speise zu sich in Fröhlichkeit und Schlichtheit des Herzens“ (Apg 2,46). Diese kurze Schilderung in der Apostelgeschichte läßt klar erkennen, daß bei den eucharistischen Zusammenkünften der Urgemeinden die Fröhlichkeit herzlicher Gemeinschaft den Gottesdienst bestimmte, der also keineswegs als eine „amtliche“ religiöse Veranstaltung mit minutiös geordnetem Verlauf betrachtet wurde, sondern in erster Linie die Herzlichkeit vertrauter Glaubensgemeinschaft hervorhob.

Die Gemeinschaftsbezogenheit ist sicher ein wesentliches Element christlichen Gottesdienstes, insbesondere der Eucharistiefeier. Dabei muß jedoch bedacht werden, daß Gemeinschaft nicht in bloßer Quantität besteht, sondern vor allem in der inneren Intensität personaler Zusammengehörigkeit. Von daher trägt der Einwand nicht, die häusliche Eucharistiefeier diene kaum dem Gemeinschaftsbewußtsein im Sinne Christi und sei als religiöse und gesellschaftliche Dokumentation des christlichen Glaubens nicht geeignet; denn hinsichtlich der Effektivität ist gerade die um den häuslichen Tisch zum Gottesdienst versammelte Gruppe in eminentem Sinne christliche Gemeinschaft, weil sie als engagierte und mündige Gruppe in weit ausgeprägterem Maße eine religiöse